Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 132. Bromberg, den 24. Juni 1928.

Jan Fock, der Millionär.

Roman von **Edmund Sabott.**

Vertrieb: Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

(8. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

XIII.

Erla hatte sich heimlich aus der Wohnung davongeschlichen und stand schon kurz nach neun Uhr vor der kleinen Villa in Dahlem, deren ersten Stock Jörgen von Fehr bewohnte. Das Haus gehörte einem der zahllosen Freunde Jörns, einem Filmmanne, der sich ständig auf Reisen befand und zurzeit irgendwo in Peru filmte.

Erla läutete. Jörns Schäferhund Lux erhob hinter der Tür ein schauerliches Gekläff. Erla versuchte, ihn durch freundliche Zurufe zu beruhigen, aber es war unmöglich. Dann näherten sich Schritte, das Gekläff verstummte, der Hund kratzte an der Tür und knurrte drohend, heulte dann vor Freude laut auf, als er Erla erkannte. Er sprang an ihr empor und versuchte, ihre Nase mit seiner langen hellroten Zunge zu erreichen.

Sie nahm seinen Kopf zwischen die Hände und preßte ihn an ihren Hals. „Es ist gut, Lux, mein Hundchen, gib Frieden!"

Sie ließ, während sie sich mit dem Hunde beschäftigte, Porath, den Diener, nicht aus den Augen. Unter ihrem Blick wurde er unsicher und verlegen. Er gab aber nicht die Tür frei, sondern sagte, ohne eine Frage abzuwarten: „Der Herr Baron ist leider nicht zu Hause, gnädiges Fräulein."

Erla blickte ihn freundlich an. „Sollten Sie sich nicht irren, Porath? Ich will lieber selber nachsehen. So früh am Morgen pflegt Herr von Fehr doch sonst nicht auszugehen."

Sie schob ihn beiseite und ging durch die Diele der Treppe zu, die sich rechts im Hintergrund befand. Der Hund umtanzte sie mit wilden Freudensprüngen.

Fehr war zu Hause. Auf das laute Gekläff öffnete sich oben eine Tür, und in deren Rahmen erschien Jörn. Erla winkte lachend zu ihm hinauf. „Guten Morgen, Jörn! Du hast eine köstliche Art, deine Freunde zu empfangen! Seit wann schläfst du bis in den hellen Tag? Wir wollen heute doch ausreiten! Ist dir das Wetter zu unsicher?"

Er kam ihr entgegen, küßte ihr die Hand und war so verwirrt, daß er kein Wort zur Begrüßung finden konnte. Sein Gesicht sah elend aus und seine Augen konnten nirgends Ruhe finden. Ihr fiel ein, daß er genau so ausgesehen hatte, als er damals in San Remo beim Spiel in einer Nacht viertausend Mark verloren hatte.

Ihre Gelassenheit bestürzte ihn. Er sah zu Porath hinüber, als erwarte er von dem Rat und Hilfe. Aber Erla schob unbefangen ihren Arm in den seinen und ging neben ihm die Treppe hinauf in sein Zimmer. Lux hatte sich vorgedrängt und sprang auf ein Tigerfell zu, verbiß sich wild in den ausgestopften Kopf, dessen starre, gläserne Augen immer von neuem seine Wut reizten. Dann warf er sich auf den Boden und peitschte, ein Spiel erwartend, mit der Rute den Teppich.

Das Wohnzimmer Fehrs war von dem Besitzer des Hauses zwar prächtig, aber in allzu wunderlicher Weise ausgestattet worden. Die merkwürdigsten Kunst- und Gebrauchsgegenstände aus fünf Weltteilen gaben sich hier ein Stelldichein. Waffen aus Afrika, Tanzmasken aus der Südsee, chinesische Elfenbeinschnitzereien, dickbäuchige Buddhastatuetten, türkische Wasserpfeifen, Stickereien und hunderterlei Tand hingen an den Wänden, waren in Vitrinen untergebracht und standen auf zwei Ziertischen umher.

Erla blieb mitten im Zimmer stehen und sah Fehr an. Er lächelte vor Verlegenheit. Und dieses Lächeln entwaffnete sie. Es war kümmerlich, feig und sogar flehend. Wäre es doch frech und unverfroren gewesen! Jörn bat mit diesem Lächeln um Gnade. Auf Erlas Zunge lag plötzlich ein bitterer Geschmack. Sie mußte die Augen von ihm abwenden, und als sie in eine Ecke des Zimmers blickte, entdeckte sie zwei Koffer, die Fehr offenbar gerade hatte packen wollen.

„Stehen die Koffer noch immer hier oder schon wieder?"

Er suchte nach einer ausweichenden Antwort und fand sie nicht sogleich.

„Flucht, Jörn?" fragte sie und konnte plötzlich nicht mehr lächeln. „Vor mir?"

„Nein!"

„Sagen wir also: Rückzug?"

Er senkte den Kopf. Erla trat einen Schritt zurück zu dem Sessel, der hinter ihr stand und ließ sich nieder.

„Ich warte, Jörn", sagte sie. „Du wirst mir einige Aufklärungen geben wollen, denke ich?"

Er machte eine klägliche, hilflose Kopfbewegung, und als sich ihr Mund verzog, stürzte er zu ihr und fiel vor ihr auf die Knie, umklammerte sie und preßte sein Gesicht in ihren Schoß.

Sie schob ihn an den Schultern zurück! „Steh auf!" befahl sie ungeduldig. „Wir wollen uns keine gefühlvollen Mätzchen vormachen. Es stünde weder dir noch mir. Steh auf!"

„Erla!" bat er verzweifelt.

Ihre Augen wiederholten ihren Befehl und wurden herrisch, kalt, verächtlich. Da erhob er sich taumelnd und vermied es, sein Gesicht ihren Blicken auszusetzen.

Sie nahm aus ihrem Handtäschchen das Telegramm, das sie gestern erhalten hatte, und reichte es ihm hin. „Lies, Jörn!" Er nahm das Papier zur Hand, warf einen einzigen Blick darauf und erblaßte.

Lux, der noch immer schweifwedelnd auf dem Boden lag, gab ein ungeduldiges Miesen von sich und war gekränkt, weil sich niemand mit ihm beschäftigte. Er tat einen schweren Seufzer und legte die Schnauze zwischen die ausgestreckten Vorderpfoten. Um Erla unverwandt beobachten zu können, mußte er die Augen so weit verdrehen, daß das Weiße sichtbar wurde.

Fehr trat zurück, er lehnte sich an einen Tisch, sah über Erla hinweg und sagte mit mühsamer Festigkeit: „Ich habe dich belogen, Erla, — dich, deinen Vater, euch alle . . ."

„Dich selber am meisten?"

„Ja, Erla, mich selber am meisten."

„Warum logst du?"

„Weil ich dich liebte, Erla!" murmelte er.

„Und aus welchem Grunde lügst du jetzt?"

„Ich lüge nicht!" schrie er auf.

Sie zuckte die Achseln. „Ich will dir sagen, Jörn, warum du logst, und warum du noch immer lügen mußt: aus Feigheit, Furcht und Bequemlichkeit. Du verkrochst dich hinter die schmutzige Lüge von den fünfzigtausend Dollars, weil du zu träge warst, dich darauf zu besinnen, daß du zwei Hände und einen Kopf hast, die viel mehr Wert hätten haben können als das Geld, wenn du sie nur zu gebrauchen verstanden hättest!"

„Du weißt nicht alles, Erla . . ."

„Gott sei dafür gedankt! Ich will auch nicht alles wissen. Aber ich kann mir denken, daß du ohne einen Pfennig nach Deutschland kamst und den Wunsch hattest, dich hier irgendwie einzuordnen. Und du ordnetest dich ein, indem du Rickenbachs Schwiegersohn wurdest. Es traf sich recht angenehm, daß du mich nebenbei noch ein wenig liebtest. War es nicht so?"

Er preßte die Lippen aufeinander und sah unverwandt über sie hinweg.

„Höre, Jörn!" sagte Erla leise und sehr rasch. „Ich hoffe, wir sehen uns heut zum letzten Male. Ich habe gewünscht, dich verachten oder hassen zu können. Ich kann es nicht, und ich frage mich, warum? Du bist doch ein Betrüger! Warum kann ich dich nicht verachten? — Ach, wenn du doch wenigstens als Betrüger Größe hättest! Aber du findest nicht einmal den kläglichen Mut, zu deinem Betrug zu stehen! Warum lachst du mich nicht aus, da ich doch so töricht war, dir ein halbes Jahr lang zu vertrauen und dir zu glauben? Warum lügst du nicht mit frecher Stirn weiter? Warum verteidigst du dich nicht mit neuen Lügen? Wirf mich doch hinaus, da ich keinen Wert mehr für dich habe! Alles wäre besser als dieser schmähliche, feige Bankerott, den du dir noch bequem machst mit einer faulen Reue und einem halben Geständnis . . ."

Lux erhob sich langsam, kam näher und hob seinen Kopf. Seine klugen, braunen Augen blickten verwundert zu Erla auf. Als sie sich nicht regte, legte er seine Schnauze auf ihre Knie.

Sie ward verwirrt und schwieg. Lux hob zaghaft seine Pfote, und als sie nicht danach griff, setzte er sie enttäuscht wieder auf den Boden nieder. Erla sah den Hund an und empfand plötzlich eine zärtliche, tief gerührte Liebe zu dem Tier. „Mein Hundchen!" rief sie leise.

Er stieß einen kurzen, freudigen Blaffer aus, richtete sich auf und setzte seine Pfoten auf ihre Brust. Sie streichelte ihn.

Fehr sagte: „Als ich damals nach Deutschland zurückkam, Erla, stand mir das Wasser an der Kehle. Ich hatte die zwanzigtausend Dollar verbracht, mit denen mein Bruder mich abgefunden hatte. Ich hatte nichts mehr, oder wenigstens nicht mehr viel. Du verkehrtest zu jener Zeit bei den Grottkaus, und von allen hörte ich, daß du den Ältesten, der die Motorenfabrik in Chemnitz hat, heiraten würdest. Er sei sehr reich, sagte man mir. Dein Vater war für ihn eingenommen. So kam es, daß ich log."

„Und daß du immer weiter lügen mußtest!"

„Ja."

„Du hast während des vergangenen halben Jahres von deiner Lüge gelebt und von den guten Beziehungen, die du als Rickenbachs Schwiegersohn hattest! Ist es so?"

„Ja, Erla," bekannte er.

Sie blickte zu ihm herüber, und plötzlich, beim Anblick seines elenden Gesichts, seiner grauen Katzenjammerstimmung, erlag sie einer unbezwinglichen nervösen Lachlust. Sie begriff nicht mehr den Eifer, mit dem sie ihn hatte zur Rede stellen wollen, nicht mehr die Notwendigkeit, mit ihm „abzurechnen". Sie brauchte nichts „aus ihrem Leben auszulöschen", nichts zu verschmerzen, nichts zu überwinden; sie ging weiter, und ihre Augen waren klarer geworden.

„Verzeih mir mein Lachen, Jörn!" rief sie. „Es war unpassend angesichts deiner elenden Stimmung — ich weiß Aber es sah aus, als wolltest du anfangen zu heulen. Den Anblick will ich nicht erleben, und darum laß mich gehen . . ."

„Erla!" bat er beschwörend.

„Noch einen Gefallen darfst du mir tun, Jörn."

Er blickte sie fragend an.

„Schenk mir den Hund! Der arme Kerl wird es in Zukunft wohl nicht gut bei dir haben. Du bekämst es fertig, ihn zu verkaufen. Und das soll dir nicht geschehen, mein Hundchen! — Schenkst du ihn mir, Jörn?"

Wieder rief er flehentlich ihren Namen und versuchte, ihre Hände zu ergreifen.

Da wandelte sich ihr Gesicht und wurde drohend. „Meine Hand kann ich dir nicht mehr geben, Jörn! Meine Haut ist zu empfindlich geworden in dieser Stunde . . ."

Er wich vor ihr zurück.

„Komm, Lux!" sagte Erla ganz ruhig. „Wir wollen gehen!" Der Hund tänzelte vor Freude und sah sich nicht nach seinem Herrn um, der am Fenster stand und auf die Straße hinunterblickte.

An der Tür hielt Erla noch einmal inne. „Gehab dich wohl, Jörn!" sagte sie leise. „Ich wäre dir sehr dankbar, wenn du dich bemühtest, mir nicht mehr zu begegnen."

Als die Tür hinter ihr zugefallen war, wandte er sich um und lauschte, bis ihre Schritte sich entfernt hatten. Dann wurde es still im Hause.

Einige Sekunden später hörte er von der Straße her Luxens jubelndes Gekläff und Erlas lachende Stimme, die den Hund beruhigte.

Fehr seufzte laut auf, daß es sich wie ein Schluchzen anhörte, und schämte sich im gleichen Augenblick seiner Fassungslosigkeit. Er ging hinüber zum Schreibtisch, wo in einem bronzenen Rahmen Erlas Bildnis stand, ließ sich nieder und betrachtete es lange. Sie lächelte ihm mit kühlem, spöttischem Gleichmut zu. Das Lächeln quälte ihn, weil es ihn verhöhnte. Er streckte die Arme aus, um das Bild zu ergreifen und zu zerstören, aber er ließ sie auf halbem Wege wieder sinken und preßte seinen Kopf in die Hände.

*

Lux benahm sich während der Straßenbahnfahrt zum Kurfürstendamm und erst recht beim Einzug in sein neues Heim wie närrisch vor Freude. Er vollführte solchen Lärm, daß die beiden Mädchen aus den hinteren Räumen und Frau Marguery herbeigestürzt kamen, um zu sehen, was es gäbe. Lux nahm Kampfstellung ein, duckte sich und knurrte alle drei böse an, worauf er die Zähne fletschte und sich sehr befriedigt zeigte über seine gelungene Einschüchterung, denn die beiden Mädchen zogen sich zurück.

Frau Marguery aber näherte sich mit Vorsicht, sah abwechselnd auf den Hund und auf Erla und fragte angstvoll: „Du warst bei Jörn?"

Erla legte ihren Hut und die Jacke ab. „Ja, Mama, ich war bei Jörn. Aber ich wäre dir von Herzen dankbar, wenn du mich nichts fragen wolltest. Es war etwas bitter und nicht sehr erquicklich. Ein andermal wollen wir darüber sprechen. Jetzt liegt es mir noch flau im Magen. Lach auch bitte nicht, wenn dir so ganz nebenbei der Gedanke kommt, daß mir von meinem Verlöbnis nur ein Hund geblieben ist. Es wäre eine Beleidigung für den braven Lux . . ."

Frau Marguery versuchte zu ergründen, ob Erlas leichter Ton ein Verstellungsstück sei oder nicht. Erla verriet sich mit mit keiner Miene. Während sie dem Hunde den Maulkorb abnahm, fragte sie mit einem Blick auf den Kleiderständer, wo ein Herrenmantel und ein steifer, schwarzer Hut hingen: „Ist Gontram bei Papa?"

„Er ist eben gekommen. Sie sprechen miteinander."

„Wird es klappen?"

Frau Marguery seufzte verstohlen. „Wahrscheinlich."

Der Geheimrat Gontram war ein alter Freund Rickenbachs und gegenwärtig der einzige, dessen Freundschaft die Unglücksfälle in Mexiko und Hamburg zu überdauern schien. Er saß im Aufsichtsrat verschiedener Aktiengesellschaften und hatte Rickenbach einen Direktorposten angeboten. Es handelte sich um ein unbedeutendes Hoch- und Tiefbauunternehmen, dessen Leiter entlassen worden war.

„Du solltest nicht solch schwermütiges Gesicht machen, Mama. Es ist besser als nichts, und ich meine, wir könnten dem guten Gontram dankbar sein."

Gontram war ein alter Junggeselle und stand zu Erla in einem halb verliebten, halb onkelhaften Verhältnis, das beiden oftmals Veranlassung zu heiteren Liebesbeteuerungen gab. Sie schätzten einander sehr.

Als Erla Miene machte, in das Arbeitszimmer ihres Vaters zu gehen, um Gontram zu begrüßen, hielt ihre Mutter sie zurück. „Wir wollen sie allein lassen. Komm einstweilen zu mir. Es wird nicht lange dauern."

Lux zwängte sich als erster in den kleinen Salon, schnüffelte plauvoll das ganze Zimmer ab, und als er mit seiner Erkundung zu Ende gekommen war, ließ er sich vor dem Stuhl, auf dem Erla Platz genommen hatte, zu Boden sinken.

„Du darfst dich von Papas hoffnungsfrohem Gesicht nicht täuschen lassen, Erla", sagte Frau Marguery gedämpft, damit man sie im Nebenzimmer nicht höre. „Ich weiß genau, wie bitter es Papa ankommt, jetzt noch einmal von vorn anfangen zu müssen." Sie zögerte und fügte dann hinzu: „Wir müssen es ihm ersparen!"

„Wodurch?" fragte Erla erschrocken.

Frau Marguery sah zu Boden. „Wir müssen den „Blue Star" verkaufen . . ."

„Nein!" Erla sprang auf und lief zu ihrer Mutter hinüber. „Du darfst ihn nicht verkaufen, Mama! Nein! Auch Papa wird das niemals zugeben! Er weiß, wie sehr du an dem Stein hängst! Du darfst ihn nicht verkaufen! Bitte! Bitte!"

Frau Marguery sah verwundert auf die Erregte nieder. Sie begriff nicht, warum Erla immer die Fassung verlor, wenn sie von dem Vorsatz hörte, den Saphir zu Geld zu machen. Hatte sie sich früher nicht oft über die Liebe lustig gemacht, mit der ihre Mutter an einem Stück „gefärbten Kohlenstoffs" hing?

„Es wäre ein Frevel, Erla, wollte ich in unserer jetzigen Bedrängnis ein so großes Kapital ungenutzt liegen lassen. Wenn ich den Stein verkaufe, so tue ich nur das, was ich tun muß."

„Verkaufe ihn nicht, Mama! Ich bitte dich! Ich bitte dich!"

„Willst du mir nicht erklären . . ."

Erla erklärte nichts. Sie kam sich jämmerlich feig und erbärmlich vor, weil sie nicht den Mut fand, ein Geständnis abzulegen. Ein Fehlschlag hatte den andern abgelöst, ein Unglück war dem andern gefolgt; es war unmöglich, diese Kette der Leiden noch zu verlängern. Der „Blue Star" würde sich wiederfinden! Der Zufall, von dem Herr Paquin gesprochen, würde eintreten und Rettung bringen!

„Versprich mir, Mama, daß du den Stein nicht verkaufen wirst! Oder versprich mir wenigstens, daß du noch warten willst — ein paar Wochen noch — vier, fünf Wochen — bitte! bitte!"

Frau Marguery schüttelte verständnislos den Kopf. „Soll ich Papa im Stich lassen?"

„Er verlangt doch dieses Opfer nicht von dir, er wird es nie verlangen!"

„Gewiß nicht! Aber ich darf auch nicht warten, bis er es verlangt!"

„Wir leiden doch keine Not, Mama! Und für mich werde ich selber sorgen. Ich werde arbeiten . . ."

„Das sind Torheiten, Kind!"

„Nein! Ich will nicht untätig umhersitzen, während Papa sich plagt und du dich sorgst. — Vergiß nicht, daß der Stein doch auch — mir gehört!"

Diesem Einwand erlag Frau Marguery. Der „Blue Star" gehörte auch ihrer Tochter! Sie hatte kein Recht, aus eignem Entschluß über das Kleinod zu verfügen, das eines Tages Erla gehören würde. Sie fügte sich, ohne ihren Plan indessen ganz aufzugeben. War es denn notwendig, den „Blue Star" zu verkaufen? Konnte man ihn nicht auch verpfänden und ihn später wieder einlösen?

Frau Marguery kam sich bei diesen heimlichen Gedanken sehr schlecht vor, und sie wagte nicht, Erla in die Augen zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Johannisnacht.

Wir wollen zu Land ausfahren
Über die Fluren weit,
Aufwärts zu den klaren
Gipfeln der Einsamkeit,
Lauschen, was hinter den Bergen haust,
Horchen, woher der Sturmwind braust
Und wie die Welt so weit!

Es wandelt vom dunklen Tale
Heimlich und still die Nacht.
Sind wohl in Mondenstrahlen
Gnomen und Elfen erwacht?
Wir dämpfen die Stimmen, die Schritte im Wald,
Wir sehen im Busch eine Zaubergestalt,
Die wandelt mit uns durch die Nacht . . .

Sonnenwende.

Der Tag der Sommersonnenwende wurde der Sankt Johannistag, der 24. Juni, der auf die kürzeste Nacht des Jahres folgt. Getreu uraltem Brauch, hat man diesen Tag überall gefeiert mit lodernden Feuern, die eine Erinnerung an die alte Bedeutung als Sonnenfest in sich schließen. Am Johannisabend brannten das ganze Mittelalter hindurch allerorts, in Dorf und Stadt, im Tal wie auf den Höhen, die Feuer, und erst durch den Dreißigjährigen Krieg wurde dieser Brauch verdrängt. Wie die Maifeiern nach und nach erloschen, so die des Johannistages. Nur in Gebirgsgegenden hielt sich der Brauch der Johannisfeuer bis zur Gegenwart, und diese ist ja bemüht, ihn neu zu beleben und zu verbreiten — und ihm wieder andere Bedeutung zu geben. Es soll eine symbolische Handlung der Lebensfreude und Lebensbejahung sein, des Lebenstrotzes, der sein Recht behauptet und sich nicht unterkriegen lassen will, ob er auch weiß, daß alles Leben vergänglich ist — daß es von der Höhe des Seins unweigerlich einen Abstieg gibt — Sonnenwende! Wenn die Feuer auf der Höhe, am Seegestade, auf der Waldwiese auflodern, so wollen sie sagen: „Freut euch des Lebens, weil noch die Flamme der Kraft glüht und lodert! Schaffet, wirket, weil noch Tag ist, denn es kommt einmal die Nacht, da niemand wirken kann!"

Und diese Aufforderung, das kurze Leben auszukosten — im rechten, edlen, segenspendenden Sinne, ist ganz germanischen Geistes würdig; ist unendlich wichtig einer Zeit wie der unseren. Unter diesem Gesichtspunkt feiern wir Kinder des Heute wieder das Fest der Sommersonnenwende — auch wir modernen Großstädter. Wir feiern es draußen außerhalb der städtischen Mauern irgendwo und entzünden um die Mitternacht den Holzstoß, schlingen mit Gesang den Reigen um die Flammen, und feierliche Gelübde der Treue zum Volkstum steigen in die Sommernacht.

In den nordischen Ländern, wo man dort noch Sonnwend' feiert, hat diese mehr vom alten Charakter bewahrt. Namentlich die Nacht vor Johanni ist wundersamer, heimlicher Kräfte voll. Da treffen sich auf einsamer Höhe alle Tiere, die der Wildnis wie des Hauses, und halten Gericht über einander und die Menschen erfahren das Schicksal, das sie im nächsten Jahre treffen wird. Menschen, die sie belauschen, vermögen die Tiersprache zu verstehen. Auch die Pflanzenwelt ist in dieser Nacht magischer Kräfte voll. Da erspießt um Mitternacht, oder auch am Mittag des Johannistages, die blaue Wunderblume dem Erdgrund, und hilft ihrem glücklichen Finder reiche Schätze gewinnen. Sträußlein aus neunerlei Blumen, an neunerlei Stellen stillschweigend um Mitternacht gepflückt, helfen, unters Kissen gelegt, dem Schlummernden zu weissagenden Träumen. Ein Glaube, der auch heute noch lebendig ist, zum Beispiel in Thüringen und in der Lausitz. Ebenso wie der Brauch, allerlei Kräuter (Hexenkraut, Geschreikraut, Verwaschkraut und so weiter), neunerlei sind es, und zwar meist sehr verbreitete Ackerpflänzlein, stillschweigend vor Sonnenaufgang zu sammeln und zum „Johanniskranz" zu winden, der dann in der Stube, der Scheune oder auf einer Stange in Hof oder Feld aufgehängt wird zum Schutz gegen Hagel, Hexen und anderes Unglück. Wird man durch jemand „beschrien", so muß man eilends ein Pflänzen des Beschreikrautes (Feldaster) aus dem Kranz ziehen und verbrennen, um dem Unheil vorzubeugen u. a. m.

Kreuz und Hammer als Schutzzeichen an die Türen zu nageln, wie im Nordland, ist nicht mehr Brauch. Doch mit einem Brand aus dem Johannisfeuer das Herdfeuer anzuzünden, besonders in einer neuen Wirtschaft, gilt glückbringend. Daß verlobte Paare mitsammen über die Feuer springen, um die Treue zu erweisen, daß am Johannistage die Brunnen bekränzt, Blumen in Wasserläufe geworfen werden, daß frühmorgens Knaben singend vor den Türen Gaben heischen, kommt noch vielfach in Mitteldeutschland vor. Auch das Stollenreiten ist Johannisbrauch, wie das Hahnenschlagen, das ja eigentlich Erntebrauch ist. (Der Hahn ist der Erntegeist, der von einem gemähten Feld zum anderen verjagt wird, bis alles gemäht — er also geschlagen ist.) In manchen Gegenden zieht der „Johannisreiter" auf einem Schimmel ein, ganz mit Lindenblüten und Kornblumen bekränzt, und die Mädchen reißen ihm die Blumen ab, weil sie glückverheißend sind. Zuweilen wählt er sich unter den Mädchen die „Johannis- oder Rosenbraut" als seine Tänzerin.

Am Johannistage feiert man im Thüringischen auch das Rosenbaumfest. Dabei wird eine mit sechs Querleisten (nach oben verjüngt) versehene Stange auf dem Festplatz eingerammt. An den Kreuzungen hängen Rosenkränze, an welchen die Mädchen allerlei Gewinne befestigt haben. Der oberste ist der größte und trägt den Hauptgewinn. Die Burschen klettern hinauf, und wer einen Preis erringt, gewinnt dessen Stifterin zur Tänzerin. Noch andere verschiedenartige Bräuche befinden sich anderswo. Abweichend von der Ausschmückung der Gewässer ist der süddeutsche Glaube, daß am Johannistage dieselben den Menschen sonderlich gefahrdrohend seien, man ihre Nähe also meiden müsse. Dagegen finden im Süden am Johannistage Wallfahrten um die Feldfluren statt, um diese gegen Unwetter zu schützen.

Genug, diese Fülle von Glauben und Brauch beweist nur, welche Wichtigkeit einst dieser Tag im Volksempfinden besaß. Und daß es richtig ist, ihn auch heute wieder etwas herauszuheben aus der Reihe der anderen Tage.

Florentine Gebhardt.

Er!

Ich starre grübelnd, schaudernd, trostverlassen
zu einem Bild empor: die Stirne droht
gleich einem Fels — ein Auge drunter loht,
gewaltig wild im Lieben wie im Hassen.

Und ich, umtürmt von nächt'gen Wolkenmassen,
die Arme breit' ich aus in tiefster Not —
und, wie mir's bängste Seelenqual gebot,
zu einer Frage wag' ich Mut zu fassen:

„Titan, der du ob unsrer Tage Kleinheit,
ob all dem Wust von Schlappheit und Gemeinheit
wie ein Koloß aus Urweltzeiten ragst —
sprich: wird dein Reich noch einmal sich erheben
aus tiefster Schmach? sag' an: wird Deutschland leben?!"
Da grollt es grimm zurück: „Narr, daß du fragst!"

Walter Bloem.

Der Kopfschuß.

Humoreske von E. Trost-Hohenaschau.

Seit der Reschenmoser-Peter mit einem Kopfschuß vom Kriege heimgekehrt war, kam sein kleines Heimatdörfel einfach nicht mehr zur Ruhe. Alle Augenblicke war was anderes los — und stets war irgendwie der Kopfschuß daran schuld.

Mogelte der Peter beim Kartenspielen, daß es nur so eine Art hatte, so geschah dies selbstverständlich bloß infolge des Kopfschusses, kam es zu Meinungsverschiedenheiten und der Peter hieb seinem Gegner den Maßkrug auf den Schädel, daß dem die Funken vor den Augen tanzten — dann tat er es aus Jähzorn, der durch den Kopfschuß verursacht war — und wenn der Peter nächtlicherweile vor allerlei Mädchenkammerfenstern herumschlich, wo er ganz und gar nichts zu suchen hatte — oder seinen Bedarf an Wildbraten in fremden Revieren und seine Geldbedürfnisse aus anderer Leute Schubladen deckte — so konnte er wirklich und wahrhaftig nichts dafür — es war sein Kopfschuß, der ihm die richtige Unterscheidung von Mein und Dein unmöglich machte!

Die übrigen Einwohner des Ortes waren aber mit dem allem durchaus nicht einverstanden — und so erschien denn eines Tages der Gemeindeschreiber beim Bürgermeister und erklärte mit aller ihm zu Gebote stehenden Energie:

„Bürgermoaster — mit dem Peter geht's so nimmer weiter — und weil ihm sonst net beiz'kommen ist, mußt du ihn ins Narrenhaus schaffen!"

Das Dorfoberhaupt schlug entsetzt die Hände zusammen: „I?! — Wie soll i denn dös machen? Glaubst eppa, der geht mit mir wia a folgsams Hunderl?"

„Naa — eher haut er di zu Zwetschgenmus!" entgegnete der Gemeindeschreiber sehr überzeugt, „beim Peter kann ma nur grad mit der List was ausrichten. Und i woas a scho wie — paß nur auf!"

Und dann entwickelte er seinen Plan: Bekanntlich weile die alte Schuster-Maridl schon seit Jahren im Irrenhause der Hauptstadt. — Der Bürgermeister müsse nun ein möglichst amtlich aussehendes Schriftstück herrichten, worin die Irrenhausleitung der Gemeinde mitteile, daß im Befinden der Schuster-Marie ganz plötzlich eine Besserung eingetreten sei. Der Bürgermeister habe sich daher an dem und dem Tage — sicherheitshalber in Begleitung eines möglichst handfesten Burschen aus dem Dorfe — in der Anstalt einzufinden, um die Alte abzuholen. — Dieses fingierte Schreiben müsse man dem Peter vorlegen mit dem Bemerken, daß der Bürgermeister ihn als Begleiter bei dem schwierigen Transport ausersehen habe — dann würde er an der Sache gewiß nichts Auffälliges finden und ahnungslos in die Falle spazieren. —

Gesagt — getan.

Noch am gleichen Tage wurde der Peter herbeordert und ihm der soeben erst angefertigte „Brief aus dem Narrenhaus" vorgelegt. Der Peter betrachtete erst das Schreiben, dann den Bürgermeister, doch schließlich nickte er ganz gelassen und meinte:

„Also ist guat — wannst mi unbedingt dabei hab'n willst, Burgermoaster, dann erwart i di morgen früh am Bahnhof!"

Mit diesen Worten verließ er das Amtslokal, draußen aber stand er eine gute Weile mitten auf der Straße und blickte tiefnachdenklich vor sich hin. —

Am anderen Morgen war er pünktlich zur Stelle, der Bürgermeister ebenfalls, und in schönster Eintracht machten sich beide auf die Reise.

Während der Fahrt unterhielt sich das Dorfoberhaupt sehr freundlich mit seinem Opfer — allmählich aber erlahmte seine Beredsamkeit, und als er gar noch auf der nächsten größeren Station ein Glas Bier getrunken, in das der Peter blitzschnell den Inhalt eines kleinen Tütchens geschüttet hatte, sank er zur Seite und verfiel in friedlichen Schlummer. — Der Peter aber zog ihm mit diabolischem Grinsen die wohlgefüllte Brieftasche aus dem Rock und praktizierte seine eigene leere an deren Stelle. —

Bei der Ankunft in der Hauptstadt brachte der Peter seinen Begleiter nur sehr mühsam auf die Beine — der Bürgermeister stolperte schlaftrunken einher, und wenn ihn der Peter nicht liebevoll untergefaßt hätte, würde er den Weg nach dem Irrenhause wohl kaum gefunden haben. — Dort angekommen, verlangte der Peter den leitenden Arzt zu sprechen. Als dieser erschien, schob er ihm seinen Begleiter ohne weiteres in die Arme und sprach: „Herr Doktor, ich bin der Bürgermeister von Niederweidach und bringe Ihnen hier den Peter Reschenmoser. Er hat einen Kopfschuß und spinnt, und ich bitt' ihn dazubehalten und gut einzusperren!"

„Waaas?" schrie das verblüffte Dorfoberhaupt und wurde urplötzlich äußerst munter: „— i — i — bin doch der Bürgermeister!"

Doch der Peter zog mit großartiger Gebärde die dem Bürgermeister abgenommene Brieftasche hervor und wies dem Arzte die darin enthaltenen Ausweispapiere.

Mit dem Rufe „Mei Taschen — der Lump hat mir mein Taschen g'stohl'n!" wollte sich der Bürgermeister auf den Peter stürzen, doch der wich geschickt zur Seite und sagte: „Herr Doktor, passen's auf, er is manchmal a bissel tobsüchtig!"

Aber der Arzt hatte schon auf die Klingel gedrückt, und in derselben Sekunde erschienen zwei Wärter und faßten das wild um sich schlagende Dorfoberhaupt beim Kragen.

„Na, Herr Doktor, ich glaub', Sie sehen schon selber, wer da der Narr ist," meinte der Peter lachend und verabschiedete sich nach Erledigung aller nötigen Formalitäten freundlich von dem Arzte, der den Wärtern befahl, den Tobenden in die Polsterzelle zu sperren.

Es dauerte ziemlich lange, bis der arme Bürgermeister da wieder heraus — und in sein Dorf zurückkam, und der Peter war inzwischen längst über alle Berge. Wenn man ihn jemals wieder erwischen sollte, wird er sicherlich erklären, daß er seinen Begleiter nur aus reiner Zerstreutheit — infolge des Kopfschusses — im Narrenhaus abgeliefert hat!

Bunte Chronik

* **Mussolinis Zukunftspläne.** Wie denkt sich Mussolini seine persönliche Zukunft? Das ist eine Frage, die wohl alle, sowohl die Freunde als auch die Gegner des Diktators interessiert. Es war daher eine gute Idee eines amerikanischen Berichterstatters, Mussolini über diese Frage zu befragen. Natürlich durfte er nicht mit der Tür ins Haus fallen, denn lediglich zum Zwecke des Ausgefragtwerdens läßt sich Mussolini nicht oder nur sehr selten sprechen. Mr. Davis, der nicht nur ein tüchtiger Journalist, sondern auch ein berühmter und in Amerika äußerst beliebter Schriftsteller ist, sammelte deshalb Grüße und Botschaften von einer Reihe prominenter Amerikaner und Mussolini-Verehrer, an welchen sich auch viele jetzt in Amerika lebende gebürtige Italiener beteiligt hatten. Mit diesen Grüßen führte er sich bei Mussolini ein, der ihn aufs freundlichste empfing. „Ich fand den Diktator," so berichtete Mr. Davis, „äußerst aufgeräumt und sehr wohl aussehend, welche Tatsache die immer wieder auftauchenden Gerüchte von seiner zerrütteten Gesundheit zu zerstreuen geeignet sein dürfte. Mussolini betonte auch auf Befragen, daß er sich nie wohler gefühlt habe, als zur Zeit und daß er sich überhaupt einer eisernen Gesundheit erfreue. Allerdings sei die aufreibende Lebensweise und intensive Tätigkeit, in der er sich befinde, wohl geeignet, auch die stärksten Konstitutionen anzugreifen; von allem anderen abgesehen, müsse er z. B. täglich ungefähr dreitausend Menschen begrüßen, die als Abgesandte von Körperschaften, als Bittsteller oder auch nur, um ihm ihre Verehrung zu bezeigen, zu ihm kämen. Aber er tröste sich damit, daß ja alles nur seine bestimmte Zeit daure, und er hoffe auf die ruhigen Jahre des Alters. — Auf eine Bemerkung des Besuchers, daß Mussolinis Anhänger sich oft darüber beunruhigten, daß er in Bezug auf seine Persönlichkeit alle Vorsichtsmaßregeln außer acht lasse und sich allen möglichen Attentats- und anderen Gefahren aussetze, erwiderte der Diktator: „Ich fürchte keine Attentate, und ich weiß, daß ich einmal eines natürlichen Todes sterben werde! Eine alte, weise Frau hat mir einmal gesagt, daß meine Lebenslinie nicht plötzlich, also nicht durch Gewalt endet. Aber davon abgesehen: Wenn ich meine Mission hier beendet habe, werde ich von der Weltbühne abtreten und mich für mein Alter in das Familienleben zurückziehen, das doch die Quelle allen Glückes ist, und es wird dann niemand mehr ein Interesse daran haben, ob ich existiere oder nicht!" — Diese sozusagen lyrische Resignation enthüllt jedenfalls eine ganz neue Seite im Charakterbild dieser temperamentvollen und durchaus aktiven Persönlichkeit, als welche man Mussolini zu betrachten gewohnt ist.

*

* **Eine Grafenkrone für 50 000 Dollar.** In den Zeitungen von Montreal in Kanada inseriert der Graf Leon Gnielinski aus Warschau, daß er bereit sei, seinen polnischen Grafentitel mit allen damit verbundenen Rechten für 50 000 Dollar zu verkaufen, da er vollständig mittellos sei und seine Frau und Tochter in Paris hungern.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.